

Ludwig M. Eichinger

## Vom rechten Deutsch. Wer darf die Sprache kritisieren?

„[...] daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen die selbe Sprache reden wie jeder andere“. (Schopenhauer, Parerga und Paralipomena § 283)

Der öffentlichen Sprachkritik, wie sie gerne von Personen betrieben wird, die zwar professionelle Sprachnutzer aber mehr oder minder sprachwissenschaftliche Laien sind, wird von professionellen Sprachwissenschaftlern häufig Fehleinschätzungen nachgewiesen, die auf fehlendem Wissen über die sprachlichen Systemverhältnisse, die vorkommende Variation oder die Wege und Richtungen des Sprachwandels beruhen. Häufig wird darüber hinausgehend der Schluss gezogen, dieses Wissen zu haben sei zwar notwendig, die gewünschte normorientierte Interpretation könne aber von der Wissenschaft nicht geleistet werden. Unstrittig hat die Linguistik einen deskriptiven Kern. In dem vorliegenden Beitrag wird unter Bezug auf neuere Überlegungen zur Funktion verschiedener Sprachtypen – also etwa „Standardsprachen“ – und zum Verhältnis von Begründbarkeit von Aussagen und von Verlässlichkeit in der Interaktion dafür plädiert, dass eine vernünftige Einschätzung normativer Verhältnisse mit einer wissenschaftlichen Betrachtung der Sprache verträglich ist.

### 1. Eine unübersichtliche Lage

Die Diskussion um den rechten Boden sprachkritischer Äußerungen dreht sich in gewisser Weise im Kreise.

Zwar sollte Einigkeit darüber hergestellt werden können, dass man auf jeden Fall über die sprachlichen Sachverhalte, über die man urteilt, Bescheid wissen sollte, wenn und bevor man darüber urteilt. So gesehen kritisieren Sprachwissenschaftler, die sich mit dem Deutschen und dem historischen und gegenwärtigen Zustand unserer Sprache beschäftigen, zweifellos zu Recht, dass manche öffentliche Sprachkritiker sich um solche Befunde nicht hinreichend kümmern.

Einen Anlass, diese Überlegungen in dieser Form aufzunehmen, bietet die Beobachtung einer Diskussion über den Status der aktuellen Aussagen zu dem derzeit erfolgreichsten sprachkritischen Autor, Bastian Sick.<sup>1</sup> Wir wollen hier

<sup>1</sup> Die Diskussion fand in den Jahren 2007 und 2008 in der Zeitschrift Info DaF statt und umfasst zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Texts die Beiträge von Ágel, Hammer, König, Maitz/Elspaß und Roggausch.

nicht diese Auseinandersetzung fortsetzen, sondern darüber nachdenken, was sie über die Stellung der Sprachwissenschaft zur Sprachkritik zu sagen weiß. Die Diskussion startete mit der eher naiven Empfehlung einer Rezensentin, Bastian Sicks Bücher in den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache aufzunehmen – wobei insbesondere auch die von ihm gegebenen Ratschläge und Empfehlungen gutgeheißen werden.<sup>2</sup> Diese Rezension hatte insgesamt ein bemerkenswertes Echo. Eine erste Antwort – von zwei Sprachwissenschaftlern – wies diese Empfehlung entschieden zurück und führt dazu eine Reihe von Gründen an, unter denen an zentraler Stelle der einer inadäquaten linguistischen Beschreibung steht (Maitz/Elspaß 2007). Dieser Tatbestand wird übrigens in der folgenden Diskussion, so weit ich sehe, von niemandem bestritten. Er wird vielmehr in verschiedener Weise in der bisher letzten Stellungnahme<sup>3</sup> in der ganzen Auseinandersetzung in einzelne Punkte zerlegt.

Als argumentativer Zug funktioniert er in der Weise, dass die Stellungnahme von jemandem, der nicht in der Lage sei, gemachte propositionale Festlegungen inferenziell explizit zu machen, nicht als Wissen und daher auch nicht als Zug in dem argumentativen Berechnungsspiel gelten könne.<sup>4</sup>

Für viele Sprachwissenschaftler handelt es sich bei dieser Feststellung aber eigentlich um ein überflüssiges Argument, denn sie halten sprachkritisch bewertende Äußerungen im sprachwissenschaftlichen Kontext überhaupt und grundsätzlich nicht für möglich.

Auch das wird in der bereits erwähnten ausführlichen Entgegnung von Maitz und Elspaß dargelegt. Allerdings ist es nicht in allen Fällen so klar, ob sie die-

<sup>2</sup> Dieser Ratschlag in Hammer (2007) steht nicht allein, er passt in ein größeres Bild, zu dem gehört, dass Bastian Sicks Buch in den saarländischen Schulen behandelt wird, oder dass das Goethe-Institut Bastian Sick z.B. Ende 2007 in die deutsche Botschaft in Den Haag zu einem Vortrag geladen hat und dazu schreibt: „[...] ist Bastian Sick zu Deutschlands bekanntestem Sprachpfleger avanciert. Mit Leidenschaft deckt er syntaktische Fallgruben auf, weist seinen Lesern den Weg um den orthographischen Treibsand herum und hilft über stilistisches Glatteis hinweg. Heißt es nun Pizzas oder Pizzen? Gewinkt oder gewunken? Warum ist der Rhein männlich und die Elbe weiblich? Ist Omas Konfitüre selbstgemacht oder selbst gemacht? Ist die Vergangenheit höflicher als die Gegenwart? Und hat der Genitiv noch eine Chance – trotz des Dativs und dem Dativ zum Trotz?“ ([www.goethe.de/ins/nl/ams/prj/ver/de2668439.htm](http://www.goethe.de/ins/nl/ams/prj/ver/de2668439.htm), Stand: 30.09.08).

<sup>3</sup> Vgl. Ägel (2008); dort wird vor allem dargelegt, dass die – bei Sick ja titelgebende – Kasusdifferenz kein relevantes Problem benennt und dass die einschlägigen Kasus- und Präpositionalprobleme meist nicht adäquat beschrieben würden.

<sup>4</sup> Das ist hier terminologisch in Anlehnung an die „Explizitheits“-Theorie Robert B. Brandoms (2000) formuliert.

se Konsequenz ziehen würden. So weist Ágel in seinem Beitrag nach, dass die Aussagen von Sick auf einem unzureichenden und unvollständigen Tatsachenbezug beruhen, schließt aber nicht aus, dass bei einem angemessenen Einbezug vor allem der funktionalen Differenzierung innerhalb des Deutschen und bei Kenntnis zentraler Entwicklungsvorgänge und Mechanismen eine adäquatere Basis für solche Äußerungen gegeben wäre – was möglicherweise heißt, dass prinzipiell normleitende Äußerungen doch auch dem Wissenschaftler möglich seien.<sup>5</sup>

Die angedeutete linguistische Abstinenz gegenüber bewertenden Äußerungen führt in dieser Diskussion andererseits zu einer geradezu empörenden Reaktion aus eher sprachenpolitischer Sicht.<sup>6</sup> Hinter der relativ heftigen Zurückweisung der Alleingeltung dieses Neutralitätsanspruchs lässt sich als Argument erkennen, dass es sich bei der vorgetragenen linguistischen Sicht, innerhalb derer eine funktionale Differenzierung praktisch jede Kritik abfedere, um die unangemessene formale und funktionale Interpretation gegenüber einer statusfunktionalen Interpretation einer (kultur-)nationalen sprachlichen Repräsentationsform handele. Im Hinblick auf den damit intendierten Status der Argumentation sei das Beharren auf einem langdauernd wirkenden Konsens angemessen, die angemahnten linguistischen Einzelheiten seien daher kategorial falsch angebracht.<sup>7</sup>

Noch schwieriger wird die Argumentationslage dadurch, dass die meisten dieser Linguisten selbst andererseits zugestehen würden, als Privatpersonen durchaus sprachliche Richtigkeits- und Angemessenheitsurteile zu fällen. Zudem wurde schon verschiedentlich festgestellt, dass natürlich die Behauptung, über die Beschreibung hinaus nichts weiteres sagen zu können, ebenfalls eine Art der Bewertung der sprachlichen Praxis darstellt. Dieser Vorwurf trifft al-

---

<sup>5</sup> So wird vor der Zusammenfassung vier zentraler Monita gegenüber der Sick'schen Behandlung festgestellt, ihr zentraler Mangel bestehe in der „vollständigen Abweichung von dem in Abschnitt 2 entworfenen methodischen Szenario, das ich als das A und O für kompetente grammatische Ratschläge und Lösungsvorschläge erachte“ (Ágel 2008, S. 81). Vgl. auch Ausführungen bei Keller (2005), die unter Berufung auf eine angemessene Berücksichtigung genereller Beobachtungen zum Sprachwandel eine plausiblere Trendabschätzung zu leisten versprechen.

<sup>6</sup> In Roggausch (2007); dort wird der linguistischen Diskussion Indifferenz bezüglich und Inkompetenz in der Wahrung sprachenpolitischer Interessen vorgeworfen. Die fachlichen Mängel der populären Sprachkritik des Sick'schen Typus werden demgegenüber als eher unerheblich betrachtet.

<sup>7</sup> In gewissem Sinn könnte man die Ausführungen Ágels zur Architektur natürlicher Sprachen – sicherlich gegen die Intentionen des Autors – als Stützung dieses Argumentes lesen.

lerdings nur, wenn mit der Behauptung der grundsätzlichen Gleichwertigkeit von Sprachformen und Varietäten mehr verbunden ist als eine systemlinguistische Aussage über den Aufbau und die interne Funktionalität von Varietäten bzw. von sprachlicher Variation überhaupt.<sup>8</sup>

In gewisser Weise ist es allerdings in dieser Hinsicht kritisch, wenn Maitz/Elspaß in ihrer Verteidigung der linguistischen Position aus wissenschaftlicher Sicht eine veränderte Bewertung, und das heißt nicht oder zumindest nicht nur eine andere funktionale, sondern eine andere statusfunktionale<sup>9</sup> Bewertung bisher diskriminierter Sprachformen fordern.<sup>10</sup> An dieser Stelle ergibt sich auf Basis der bisherigen Ausführungen das argumentative Problem, auf welcher Grundlage eine solche offenbar auf Statusfunktion zielende Forderung inferenziell gestützt, d.h. durch propositionale Explikation nachvollziehbar gemacht werden kann, wenn anscheinend die jetzige funktionale Verteilung und beobachtbare Gebrauchspräferenzen eher in eine andere Richtung weisen.<sup>11</sup>

Abgesehen von solchen leichten Inkonsistenzen wäre also somit für den die funktional differenzierten Systeme des Deutschen betrachtenden Linguisten eigentlich alles klar.

## 2. Nützliches sprachliches Wissen

### 2.1 System und Gebrauch

Nun wird zusätzlich kaum jemand leugnen, dass eine lediglich systemorientierte Beschreibung des Deutschen die Bedingungen des Sprachgebrauchs gar nicht darstellen will, dass man ihre Darstellung aber andererseits durchaus als eine sprachwissenschaftliche Aufgabe ansehen kann. Davon sprechen nicht

<sup>8</sup> Recht unklar sind in dieser Hinsicht die Ausführungen in König (2008) – etwa in den Punkten 6, 7 und 10.

<sup>9</sup> Zum Konzept siehe Searle (2001, S. 137ff.).

<sup>10</sup> In diese Richtung neigt das in Maitz/Elspaß (2007, S. 525) vertretene Konzept der „sprachsozialen Sprachberatung“, die dem normativen und institutionellen Charakter von Standard-sprachlichkeit keinen hohen Rang einräumt.

<sup>11</sup> Dieser Argumentationstyp zeigt sich noch verstärkt in dem von Werner König eingebrachten Beitrag, in dem eine vergleichsweise eindeutige Gleichsetzung von „normativ richtig“ und „dem Verständigungszweck dienend“ vorgenommen wird, d.h. lediglich die Existenz von funktional fundierten „Gebrauchsnormen“ angesetzt wird (siehe König 2008, S. 61). Wie man sehen wird, ist es strittig, ob Interaktion in komplexen Gesellschaften ohne irgendeine Art des Konzepts von Institutionalisierung auskommt. In dieser Hinsicht wäre eine inhaltliche Explikation der „Unauffälligkeitsbedingung“ des Punkts 9 bei König interessant, sie kann ja wohl nicht ohne Bezüge auf normative Erwartungen formuliert werden.

nur die in linguistischen Arbeiten verschiedenster Provenienz geäußerten Akzeptabilitätsurteile, sondern auch terminologische Festlegungen wie der Coseriu'sche Normbegriff.<sup>12</sup>

Gleichzeitig kompliziert sich auf dieser Ebene das Verhältnis zwischen der Einschätzung des Fachmanns und des Laien. Man kann wohl davon ausgehen, dass das aktive, explizit formulierbare und auf diese Weise in eine argumentative Verrechnung einzubringende Wissen über die systemlinguistischen Eigenschaften und Bedingungen des Sprachwandels im Deutschen unter Nicht-Sprachwissenschaftlern eher gering ist, die Differenz zwischen *knowing-how* und *knowing-what* ist auf dieser Ebene aus einfach einzusehenden Gründen groß. Dem eher handlungsimplicierten Blick des „normalen Sprechers“ ist die professionell distanzierte Haltung zu diesen Fragen fremd.<sup>13</sup> Eine entsprechende Differenz tut sich auch noch auf, wenn man das Wissen über die real vorkommende Variation betrachtet. Hier kommt zudem erschwerend eine Parallaxe dazu, die von der Relativität der eigenen Position zeugt. Es ist ein an den eigenen Handlungsinteressen orientierter Blick, der den Fokus der Aufmerksamkeit lenkt.

So verwundert es nicht, dass es auf diesen beiden Ebenen nur eine sehr beschränkte Menge von Erscheinungen gibt, die in entsprechenden Laienäußerungen – und auch in der populären Sprachkritik – regelmäßig auftauchen.<sup>14</sup> Das sieht man an den Fragen, die durchwegs behandelt werden, und das sieht man unter anderem auch an den stereotypen Äußerungen bei der Bewertung von Dialekten, die sich in Umfragen zeigen, bzw. auch in der Tatsache, dass ohnehin in solchen Fällen normalerweise nur nach der regionalen Variation gefragt wird.

## 2.2      **Gebrauchsweisen und Stile**

Die Lage verändert sich allerdings etwas, wenn man sich auf Fragen des Stils zu bewegt. Dabei wollen wir Stil als das formale Konstruktionsmittel eines sozialsymbolischen Wahlverhaltens verstehen – das zwischen *opting out* und *opting in* changiert.<sup>15</sup> Unter Bedingungen, in denen die traditionellen gesell-

<sup>12</sup> Vgl. die entsprechenden Ausführungen bei Ágel (2008, S. 65), mit der eigentlich noch weiter zu klärenden Feststellung, wie denn die dort so genannten „bloßen“ Traditionen zustande kämen und zu bewerten seien.

<sup>13</sup> Spitzmüller (2005, S. 255) verweist auf die „handlungsentlastete Perspektive“ der wissenschaftlichen Einschätzung und Bewertung.

<sup>14</sup> Vgl. dazu die bei Langer (2007, S. 226f.) gegebenen kurzen Übersichten.

<sup>15</sup> So wie andeutungsweise bei Linke (2003) ausgeführt.

schaftlichen Ligaturen das Handeln nicht mehr mehrheitlich steuern, und unter denen damit die Auswahl aus dem symbolischen Inventar nicht mehr automatisch im Sinne dieses traditionellen Wissens gelesen werden kann, ist eine erfolgreiche gesellschaftliche Positionierung vom Wissen über die Wirkung entsprechender symbolischer Wahlen geprägt.<sup>16</sup> Insofern Stil eine Folge prinzipiell intentionalen Handelns darstellt, ist das Verhältnis der Sprecher zu Erscheinungen dieses Typs prinzipiell anders. Selbst wenn ein Sprecher oder Schreiber nicht so genau Bescheid weiß über die Geltung bestimmter sprachlicher Formen oder auch über die zahlenmäßige Verteilung und angemessene systematische Verortung von Varietäten, so hat er doch eine zum Teil deutlich in die sprachliche Bewusstheit hereinreichende Vorstellung von der sozialen Wirkung der Wahl bestimmter Optionen. Der normal gebildete Sprecher weiß recht gut, in welche sprachliche Richtung er sich zu bewegen hat, wenn er sich in einer gewissen Weise positionieren will. Ein Beleg dafür ist die durchgehend zu beobachtende Orientierung an Sprachformen, die man derzeit gerne als intendierten Standard bezeichnet, eine sozial bedingte Sprachwahl tendenz, die zu recht grundsätzlichen Veränderungen in den regiolektalen Verhältnissen des Deutschen geführt hat.<sup>17</sup> Diese Veränderung betrifft nicht nur die Geltung – und die sprachliche Distanz – der engräumigsten regionalen Varietäten, sondern auf der anderen Seite zweifellos auch die Frage, was noch als Standard zu betrachten ist. Wenn „normale“ Sprecher bei der Realisierung sprechsprachlicher Formen mit höchstem öffentlichen und sozialen Anspruch dennoch mit den Mustern von struktureller Mündlichkeit arbeiten, zeugt das von der Entwicklung einer postskripturalen Standardsprachlichkeit, die ihre Muster nicht zuletzt der Gewöhnung an entsprechende mediale Stile verdankt.

### 2.3 Standardbegriffe

Wenn für die Beschreibung dieser sprachlichen Modernisierungsprozesse Termini wie ‘Destandardisierung’ gewählt werden, zeigt sich, dass hier einigermaßen unhinterfragt zwei nicht einfach kompatible Vorstellungen von Standard miteinander konkurrieren. Der eine Begriff des Standards stellt in gewisser Weise eine Maßeinheit für Linguisten dar, an der sie Sprachgebräuche nach ihren Abweichungsgraden von dieser ideal gesetzten Norm messen. Der Inhalt dieses Konzepts ist mehr oder minder an den Kodifizierungen – vor allem für die Aussprache – orientiert. Auf der anderen Seite wird als Standard die schriftsprachliche Norm betrachtet, als deren Ergebnis man die ernsthaften

<sup>16</sup> Zu einer ausführlicheren und konkreteren Einordnung dieser Überlegungen siehe Eichinger (2006).

<sup>17</sup> Vgl. dazu etwa Schmidt (2005) und die dort zitierten Studien.

Texte im redaktionellen Teil der Abonnementpresse ansehen kann – in gewisser Weise ungeachtet dessen, was sich darin an Variation findet. Was beide Vorstellungen eint, ist, dass daraus jeweils eine Idealnorm gezogen wird, mittels derer der sprachliche Alltag definitiv nur als eine Verschmutzung dieser Norm angesehen werden kann. So führen normale sprechsprachliche Phänomene wie zum Beispiel die Vokalisierung des <r> in bestimmten Kontexten sofort zu etwas, was man Umgangslautung nennt. In gewisser Weise noch deutlicher ist dieses Phänomen, wenn man die Ebene des Wortschatzes betrachtet: Wörter, die mit dem Alltag zu tun haben, erscheinen anscheinend ohnehin schon kaum als standardfähig. Wie schwierig und vielfältig das aber in Wirklichkeit ist, vermag ein kurzer Blick in das Variantenwörterbuch des Deutschen zu zeigen, das normale Sprachbenutzer aus den verschiedensten Regionen nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Zweifeln zu bringen vermag.<sup>18</sup> Wie auch immer, der Standard der Linguisten neigt dazu, als eine abstrakte Messgröße nicht das zu reflektieren, was sich in den realen sprachlichen Verhältnissen verändert hat, so dass auf jeden Fall auch von gebildeten Sprechern, die nicht professionelle Nachrichtensprecher in den Medien oder etwas dergleichen sind, diese Form gar nicht mehr intendiert ist, so dass zumindest für einen Teil der so bezeichneten Sprachformen die Benennung „intendierter Standard“ eine eher irreführende Benennung darstellt. Der Standard andererseits, auf den wir uns im Geschriebenen mehr oder minder geeinigt haben, sieht sich durch die Ausweitung des Gebrauchs entsprechender stilistisch neutraler Sprachformen mit dem Tatbestand konfrontiert, dass der Alltag in den besprochenen Dingen und Elementen natürlichen Sprechens neue Herausforderungen für die Abgrenzung bereithält. Dass auf der anderen Seite auch die Spannbreite hin zu so etwas wie dem alten Ortsdialekt statistisch gesehen eher eine Fiktion darstellt, lässt solch eine Größe unter den realen sprachlichen Verhältnissen zumindest in der Bundesrepublik Deutschland als eine wegen ihrer statistischen Marginalität nicht unproblematische Maßeinheit am anderen Ende eines angedeuteten Varietätenkontinuums erscheinen.

### **3. Mögliche Grundlagen der Verwirrung**

#### **3.1 Standardsprache und andere Varietäten**

Wenn man Idealnormen nicht für ein für allemal festgelegte ideale Konstrukte hält, so unterliegen auch sie Veränderungen. Sie werden ausgelöst von Verschiebungen in der kommunikativen Praxis, die von einem relevanten Teil der betroffenen Gemeinschaft mitgetragen oder gebilligt werden. Im Hinblick auf

<sup>18</sup> Vgl. Ammon et al. (Hg.) (2004); auch Eichinger (2005).

die Auffüllung des Konzepts ‘Standardsprache’ für die heutige deutsche Sprachgemeinschaft gibt es nun tatsächlich eine Zunahme von Variation in der öffentlichen Interaktion, die zu einer Verschiebung der Bandbreite der Erwartungen führt, die mit Standardsprachlichkeit verbunden werden. Es gibt dabei prinzipiell zwei Möglichkeiten: Entweder man benimmt die Standardsprache ihres herausgehobenen normativen Charakters, schränkt ihre Geltung eng ein und beschreibt die neu aufkommenden Gebräuche ebenfalls als davon unabhängige Entitäten.<sup>19</sup> Oder man nimmt an, dass unter den Umständen der differenzierten sprachlichen Moderne, in der wir leben, Variation in gewissem Ausmaß auch zur Idealnorm einer Standardsprache gehört.

Es ist nicht überraschend, dass sich in der soziolinguistischen Diskussion Überlegungen der ersten Art finden: Paradigmatisch dafür ist die terminologische Übereinkunft, die Standardsprache als standardsprachliche Varietät zu kennzeichnen, und so als eine Varietät unter anderen zu betrachten.<sup>20</sup> Auch in aktuellen Diskussionen über die Angemessenheit bestimmter sprachkritischer Beurteilungen wird denn durchaus auch so argumentiert, es sei ungerecht, dass andere Varietäten nicht als der Standardvarietät gleichberechtigt angesehen würden.

In dem vorliegenden Beitrag wird die andere Linie der Argumentation verfolgt, die den Zusammenhang zwischen funktionaler und statusfunktionaler Charakteristik für das Konzept Standardsprache als zentral betrachtet. Unter Standardsprache ist dann nicht nur ein Set von sprachlichen Formen und auch nicht nur ein Set von solchen Formen mit Korrelationen zu den zugehörigen Situationen zu verstehen. „Standardsprache“ bezeichnet dann eine Bandbreite sprachlicher Realisierungsweisen und sprachlicher Formen. Die Bandbreite wird bestimmt von weithin geteilten Vorstellungen über die Erwartungen an die adäquate Meisterung bestimmter Situationen in einem konventionellen Rahmen. Weithin geteilt sind sie, wenn das Wissen über sie einigermaßen zugänglich ist. Als adäquat können gewählte Varianten gelten, wenn sie für die soziale Positionierung des Einzelnen als „gehobene“, aber normale Variante angesehen werden. Dabei gehört natürlich die Annahme einer Kompetenz in schrift- und sprechsprachlichen Mustern, die in etwa der Komplexität der kommunikativen Anforderungen in modernen Gesellschaften entspricht, zu den Voraussetzungen der Einschätzung dessen, was man als die Grenzen „nor-

<sup>19</sup> Solch ein Konzept passt vermutlich z.B. zur sprachlichen Lage in der deutschsprachigen Schweiz, wo Sprachformen den Alltag bestimmen, deren (auch intendierte) Nicht-Standard-sprachlichkeit offenkundig ist und auch die sozialen (statusfunktionalen) Erwartungen an ein gutes kommunikatives Leben prägen.

<sup>20</sup> So etwa auch bei Ágel (2008) eingeführt.



malen“ Sprachgebrauchs ansehen kann. Dazu gehört denn auch der Bezug auf die Konventionalität. Die dabei zu nennenden sprachlichen Eigenheiten ergeben nicht eine Varietät als systemlinguistisch beschriebene Entität in der Wirklichkeit, sondern eröffnen die Breite der Optionen ebenso wie sie diese einschränken, sie beschreiben die prototypische Bandbreite gesellschaftlicher Akzeptanz.

Solch eine Festlegung des Konzepts „Standardsprache“ ist nun recht nahe an dem, was auch gebildete Laien mit Standard, „Hochdeutsch“ und der Abgrenzung zu anderen Sprachformen<sup>21</sup> verbinden würden. „Standardsprache“, „Hochdeutsch“ und dergleichen Benennungen sind nicht hinreichend zu verstehen, wenn man sie nur auf einer systemorientierten und funktionalen Ebene – „ist doch ebenso gut“ – diskutiert. Sprachformen sind nicht nur jeweils nach ihrer funktionalen Brauchbarkeit sortierte Phänomene, sondern sind dadurch gekennzeichnet, dass sie in unterschiedlicher Weise Institutionalisierungsprozesse durchlaufen haben.<sup>22</sup> Was immer Sprache ist, ein Wort wie „Standardsprache“ spricht auf jeden Fall davon, dass eine Form, die mit diesem Wort bezeichnet wird, ein Element einer institutionellen Wirklichkeit darstellt, die ihre Geltung und Funktionszuschreibung nicht aufgrund einfacher Kausalität des nützlichen Gebrauchs hat, sondern aufgrund von Zuschreibungen, die durch kollektive Intentionalität innerhalb der Sprechergemeinschaft gesichert sind. Durch die Zuordnung einer Statusfunktion wird solch einer Entität eine Macht zugeschrieben, die sie als Element der nackten physikalischen Wirklichkeit nicht hat. Manches davon mag schon für das Konzept „Sprache“ selbst wahr sein, aber während man die Zuweisung einer Funktion „Verständigung“ noch ziemlich direkt aus den materialen Bedingungen von Sprachproduktion und -rezeption ableiten kann, ist mit der Zuweisung der Statusfunktion „Standardsprache“ die Zuweisung von Macht bzw. andererseits von bestimmten Sanktionen verbunden. Es ist nicht mehr aus einer funktionalen Interpretation der sprachlichen Differenzen zwischen Standardformen und Nonstandardformen herleitbar, was den Standardwert ausmacht. Untrennbar verbunden damit ist vielmehr die Interpretation bestimmter Formen als Einheiten mit einem entsprechenden institutionellen und sozialsymbolischen Wert, und zwar nicht nur punktuell und individuell. Warum das so sei, wird von Searle damit beantwortet,

---

<sup>21</sup> Häufig steht den Laien kein anderer Terminus als Dialekt zur Verfügung, was die Kategorisierung zweifellos etwas holzschnittartig macht; zu den Folgen eines solchen terminologischen Realismus siehe Durrell (1999).

<sup>22</sup> Was einerseits die Bandbreite und andererseits die Anerkennung als Element institutioneller Wirklichkeit angeht, vgl. Langer (2007, S. 235ff.).

dass die kollektive Zuweisung von Statusfunktionen und ganz besonders ihre kontinuierliche Akzeptanz und Anerkennung über lange Zeiträume hinweg eine Wirklichkeit [...] schaffen und erhalten kann, die genauso epistemisch objektiv wie die Geologie zu sein scheint und ein ebenso permanenter Teil unserer Landschaft wie Gesteinsformationen. (Searle 2001, S. 157)

Wichtig ist allerdings auch der Nachsatz, dass mit dem Entzug der kollektiven Anerkennung solche Institutionen plötzlich zusammenbrechen könnten (ebd.).

### **3.2 Der normative Charakter des Standards**

Wenn man diese Überlegungen ernst nimmt, ist jede Beschreibung, die diese Zusammenhänge ausblendet, lediglich eine Beschreibung der Form der statusfunktional definierten Einheit genau ohne dieses Definiens. In dieser Sicht ist ihre entsprechende Realisierung nicht von anderen gebrauchten Varietäten zu unterscheiden – die man, nebenher gesagt, von einer material-funktionalen Sicht her allein auch nicht hinreichend in den Griff bekommt. In anderer – wenn auch analoger – Weise verkürzen die üblichen Sprachkritiker den Blick auf die Standardsprache, wenn sie Eigenheiten der Standardsprache unmittelbar davon ableiten, dass sie zur Verständigung besser geeignet sei, was eigentlich nur im Hinblick auf die statusfunktionale Verstetigung funktionaler Elemente aus einer schriftsprachlichen Tradition stimmt.

So gesehen könnte es sein, dass nun tatsächlich die beobachtbare Entwicklung von Formen mit ähnlichem Statusanspruch, aber auf gesprochener Grundlage, in gewissem Umfang der Aufkündigung der kollektiven Unterstützung dieser institutionellen Übereinkunft entspricht. Wenn man unter diesem Blickwinkel einen groben Blick auf die Standardisierungsgeschichte seit frühneuhochdeutscher Zeit wirft, kann man den Beginn als Schreib- und mehr noch als Drucksprache als eine kollektive Übereinkunft mit einer stark funktionalen Seite betrachten. Die funktionale Sicht ist die Entwicklung von Mitteln, die als dezidiert schriftliche Entsprechungen zu einer variablen Mündlichkeit Vereinheitlichungs- und systematisierende Verdeutlichungstendenzen stellt. Relativ bald gesellt sich dazu die Statusfunktion „Hochsprachlichkeit“, die für eine äquivalente nationalkulturelle Repräsentation ebenso bedeutsam war wie für Verständigung und Identitätsbildung in einer wachsenden Bildungselite. Man kann in dieser Phase noch immer, wenn man so will, eine Dominanz der funktionalen gegenüber einer statusfunktionalen Bestimmung dieser Form sehen, und so gibt es denn noch echte Ausgleiche zwischen letztlich geeigneteren und weniger geeigneten Formen. Man kann allerdings nicht verkennen, dass spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Standardsprachlichkeit

von der kollektiven Intentionalität eines Bildungsbürgertums getragen wird, das die Interaktion in dieser Sprachform zum Ausweis kommunikativer Deutungshoheit erhebt. Die gesprochene Form erscheint in diesem Bild bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein als ein mehr oder minder daran orientiertes Epiphänomen. Es bedurfte einer längeren und grundlegenden Erfahrung einer erhöhten Gleichberechtigung von Auge und Ohr, von Schreiben/Lesen und Sprechen/Hören und einer Entwicklung einer öffentlichen überregionalen Gesprochenheit, um nicht nur funktional zu einer neuen kollektiven Einschätzung bestimmter Sprachformen zu kommen, sondern auf eine statusfunktionale Interpretation von Gesprochenheit zu drängen. In dieser kollektiven Verschiebung, die auf einen medial gespaltenen Standard zielt, lassen sich viele der derzeit diskutierten sprachlichen Problemfälle verorten.<sup>23</sup>

#### **4. Wer darf hier mitreden? – Die Agenturen der Standardsprache**

##### **4.1 Grundlagen sprachlicher Bewertung**

Wenn man die gerade angestellten Überlegungen etwas aus ihrem abstrakten Umfeld herausholt, scheinen sie den üblichen Bestimmungen, wie sich der Standard bestimme, doch recht nahe zu kommen. Dennoch haben unterschiedliche Gruppen, die keine Sprachwissenschaftler sind, aber ansonsten so weit mit den Komplexitäten sprachlichen Lebens verbunden sind, dass die Frage der Normalität und Normgerechtigkeit sprachlichen Handelns durchaus eine systematische Rolle in ihrer Lebenspraxis spielt, eine unterschiedliche Basis für die daraus folgenden Bewertungen.

Die Kodizes, die Musterschreiber, die amtlichen Korrigierer, sie wären es, die das Über-Ich einer institutionalisierten kollektiven Intentionalität sichern.<sup>24</sup> Die offiziellen bis offiziösen Kodifizierer – und man will zumindest hoffen, auch die amtlichen Korrigierer – sollten einen mehr oder minder direkten Bezug auf die Beschreibungen und Untersuchungen der Linguisten haben und nehmen.

Deutlich anders ist das zweifellos bei den Musterschreibern, die normalerweise eine gewisse Vorstellung von der Bandbreite der Erscheinungen haben, die man üblicherweise der Hochsprache zuordnen würde. Wie oben schon an-

<sup>23</sup> Man mag es nicht für Zufall halten, dass nun nach einer Phase, in der Schriftlichkeit die zentrale Rolle gespielt hat, nicht nur gesprochene Sprache, sondern ihre Verankerung in der Körperlichkeit des Menschen, die Stimme, auch von neuem theoretischem Interesse ist; vgl. nicht zuletzt Dolar (2007).

<sup>24</sup> Diese Aufzählung orientiert sich in lockerer Weise an den von Ammon (1995 u.ö.) gemachten Feststellungen; siehe Langer (2007, S. 224).

gedeutet, ist diese Vorstellung davon geprägt, dass die Verlässlichkeit dieser Formen nicht ausschließlich über verwendungsfunktionale Gebrauchsregeln gesichert werden kann, dass aber diese Gruppen von Sprechern und vor allem Schreibern ein Mitspracherecht in Fragen der Angemessenheit – und auch Richtigkeit – beanspruchen. Außer auf die Übung, die durch die eigene Praxis gewonnen wurde, stützt sich dieses Urteil auf die Sozialisierung in eine traditionell schriftsprachliche Welt hinein, wie sie der Erwerb eines höheren Bildungsgrades impliziert und zur Folge hat. Es ist offenkundig, dass man auf dieser Basis in der sprachlichen Moderne der Bundesrepublik Deutschland zu Urteilen kommt, die von den angedeuteten Verschiebungen der standardsprachlichen Praxis weithin absehen.

Man weiß allerdings auch, dass die soziolinguistisch angeregte emanzipatorische Diskussion um eine alternative Konzeption eher darauf verzichtet hat, zu einer medial bedingten und in gesellschaftlicher Diversifikation gründenden Modifikation eines Bildes von Standardsprachlichkeit zu kommen. Vielmehr werden in emanzipatorischer Tendenz funktionale Uminterpretationen von eindeutig nicht standardsprachlich orientierten Sprachhandlungsweisen vorgeschlagen – was, wie gezeigt, kritisch ist im Hinblick auf den notwendig sozialen „gemeinschaftsbezogenen“ Charakter von Standardsprachlichkeit.

## 4.2 Idealtypisches im Wandel

Eine Rekonstruktion von Standardvorstellungen, die mit den grundsätzlichen Veränderungen der Verhältnisse des Sprachgebrauchs ebenso kompatibel ist wie mit den Veränderungen der Regeln sozialsymbolischer Interaktion in einer traditionsentbundenen Moderne, hat die folgenden beiden sprachlichen Punkte zu beachten:

Zum einen hat sich die Schriftsprachlichkeit in einem Ausmaß in Texttypen, Textarten und Textsorten ausdifferenziert, dass von einer in jeder Hinsicht eindeutigen Standardnorm nicht mehr ausgegangen werden kann. Damit hängt auch zusammen, dass man zweifellos heutzutage auch in höherem Ausmaß als früher mit medialer Schriftsprachlichkeit zu tun hat, die nicht als standardsprachlich einzuschätzen – und auch nicht als solche intendiert – ist. Wenn damit die Klassifikation als Standard über bestimmte grammatische Minimalanforderungen hinaus einen Sinn haben soll, müssen notwendigerweise die textsortenspezifischen Präferenzen auch einen Widerhall in den Vorstellungen vom Standard finden. Der Standard muss in der Folge an bestimmten Stellen Variation erlauben. Es ist offenkundig, dass die öffentlichen Sprachkritiker,

die normalerweise die eindeutige Lösung bevorzugen, eigentlich merkwürdig unzeitgemäß erscheinen, selbst wenn der einzelne Vorschlag, den sie machen, unter Umständen vernünftig ist.<sup>25</sup>

Der zweite Punkt weist in dieselbe Richtung, hat aber vielleicht noch weiter reichende Konsequenzen. Von verschiedenen Seiten wurde beobachtet, dass sich in der letzten Zeit vermehrt sprachliche Formen dokumentieren ließen, die von der Entstehung eines sprechsprachlichen Standards zeugen, der in der Lage ist, strukturelle Merkmale von Oralität zu integrieren. Gleichzeitig – und das betrifft nicht zuletzt das standardsprachliche Lexikon – werden damit dieser Sprachform Diskursbereiche zugänglich, die den Alltag jedenfalls berühren. Und der Alltag schien bisher eindeutig die Domäne des terminologischen Chamäleons „Umgangssprache“ zu sein. Nicht umsonst taucht jedenfalls ein erheblicher Teil der Variation, den Jürgen Eichhoff in seinem „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ (1977ff.) verzeichnet, jetzt in dem Variantenwörterbuch (Ammon et al. (Hg.) 2004) auf, das sich vornimmt, standardsprachlichen Wortschatz mit „nationaler“ Variation zu verzeichnen. Wenn man schon die oben angesprochenen Äußerungen ansieht, tendieren Linguisten dazu, die Vielfalt von funktional äquipollenten Systemen zu betonen und in diesem Sinn eine höhere Geltung für gesellschaftlich diskriminierte Varietäten zu fordern. Dass man sich mit Stellungnahmen wie der zuletzt apostrophierten im Bereich einer soziolinguistisch orientierten Sprachkritik befindet, ist offenkundig. Allerdings ist unklar, wie weit diese Urteile unmittelbar aus der linguistischen Kompetenz stammen.

### 4.3 Wissen in der Sache, Übereinkunft im Status

#### 4.3.1 Wissen über Variation – und ihren sozialen Wert

Unstrittig ist, dass das Wissen um existierende Variation eine bessere Basis für ein ausgewogenes Urteil über den gesellschaftlichen Ort sprachlicher Verhältnisse darstellt als die Unkenntnis oder zumindest traditionalistische Fehleinschätzung, wie sie sich häufig in der Sprachkritik der Laien findet. Andererseits kann dieses Wissen erst so recht wirksam werden, wenn es mit den beobachtbaren normativen und statusfunktionalen Vorstellungen verbunden wird, und wenn die Kontexte eines möglichen Wandels genau beschrieben sind.<sup>26</sup>

<sup>25</sup> So hält auch z.B. Ágel (2008, S. 74) die von Sick gegebenen Empfehlungen – bei allerdings unvollständiger Auflistung der jeweiligen Fälle – für akzeptabel und im statistischen Trend liegend.

<sup>26</sup> Das wird in dem Beitrag von Ágel (2008) exemplarisch vorgeführt, in anderer Weise in Keller (2005).

- Wenn so zum Beispiel in letzter Zeit an verschiedenen Stellen auf einen unbefangeneren Umgang mit Dialekten und regionalen Sprachformen hingewiesen, und das nicht zuletzt an Verwendungen in satirischen Kontexten und in Comics festgemacht wird,<sup>27</sup> so kann man das allenfalls in einem sehr oberflächlichen ersten Blick für die Wiederkehr traditioneller Sprachgebräuche halten. Es handelt sich vielmehr um einen bewusst gewählten Marker für Differenz, der – typischerweise in Textsorten, die das Symbolische dieses Tuns durch Unernst besonders deutlich machen – als ein *opting-out* aus einem mehr und mehr standardsprachlichen Alltag eine gewählte Zugehörigkeit indiziert, ohne das prinzipielle sprachliche Modell in Frage zu stellen.
- In analoger Weise lassen sich die eher linguistisch orientierten Stellungnahmen zur Verwendung von Anglizismen lesen. Auch hier handelt es sich um eine dem eigenen Milieu entsprechende sozialsymbolische Wahl, bei der normalerweise nicht der Anspruch erhoben wird, das „konservativere“ System zu ersetzen – und zwar eigentlich grundsätzlich: nur in dieser Differenz kann es den gewählten symbolischen Wert beibehalten. Für jugendsprachliche Diskurse ist ja das daraus folgende symbolische „Fluchtverhalten“, das eintritt, wenn die „normale“ Umgebung die gruppenspezifischen Kodierungsgewohnheiten aufnimmt, gut beschrieben.<sup>28</sup>

Dieser Typ von Auseinandersetzung mit – von beiden Seiten – statusgefährdender Variation kann wohl mit dem Modell der „unsichtbaren Hand“ beschrieben werden, wobei die Möglichkeiten sozialer Wahl unter den geschilderten Gegebenheiten der Gegenwart größer sein dürften, als sie jemals waren. Etwas anders ist das sicher mit der allmählichen Annäherung an die Optionen eines gesprochenen Standards, der ja Oralität im Prinzip eher monozentrisch organisieren muss – während die sprachliche Welt des Gesprochenen eher plurizentrisch organisiert war. Konkret heißt das, dass aus den vorhandenen Optionen eine Auswahl getroffen wird, mittels derer aus dem vorhandenen plurizentrischen Angebot ein übergreifendes System von Regularitäten entwickelt wird, in dem der Grad an Variation kontrolliert gehalten wird.<sup>29</sup>

<sup>27</sup> Man kann es ironisch nennen, dass das auch Fälle für das *genus humile* der klassischen Rhetorik wären.

<sup>28</sup> Siehe dazu Eichinger (2001).

<sup>29</sup> Soweit sind die Beobachtungen, die Gaugers (2006) Feststellung stützen: „Die Sprachwissenschaft hingegen ist hier hegelianisch: Alles, was (in der Sprache) ist, ist für sie vernünftig – sonst wäre es ja nicht.“

#### 4.3.2 Das Wissen des Linguisten und die Kenntnisse des Praktikers

Unstrittig sollte auch sein, dass die Linguistik in der Lage ist, in einer prinzipiell handlungsentlasteten Haltung die Abläufe des Wandels, ihren systematischen Ort, ihre Einbettung in die Regularitäten sprachlicher Üblichkeit zu beschreiben. Dieses Wissen – darin liegt seine intersubjektivierbare Stärke – kann auch inferenziell expliziert werden. Ein solcherart gegründetes Wissen kann zu einer Abschätzung plausibler Entwicklungsoptionen genutzt werden. Und es ist gar nicht einzusehen, warum diese Wissensbasis dann nicht dazu genutzt werden können sollte, Bewertungen und Empfehlungen abzugeben. Allerdings ist es sicherlich schwierig, und wohl auch nicht mehr hinreichend handlungsentlastet, wenn bei diesen Empfehlungen die Statusfunktionalität bestimmter Gegebenheiten ignoriert wird. Diese Vernachlässigung eines zentralen Aspekts sozialer Stabilität kann sich allenfalls ein Privatmann – und damit auch der Linguist als Privatmann – leisten, der seinen Wünschen Ausdruck gibt.

Das heißt aber auf der anderen Seite nicht, dass nur Wissen, das seine argumentative Rechtfertigung in einer Kette von erklärenden Explikationen entfalten kann, das Mitsprechen in Fragen sprachlicher Angemessenheit erlauben würde. Nicht umsonst stammen viele der Laien-Sprachkritiker aus einem beruflichen und alltäglichen Umfeld, in dem die Beherrschung der Standardsprache – und weiterer Varietäten – eine zentrale praktische Fähigkeit darstellt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sich im Verlauf der Jahre eine Sicherheit der Einschätzung herausstellt, die wir als das Ergebnis einer verlässlichen Wahrnehmung betrachten können. Wir würden, wenn wir die Erfahrung gemacht haben, dass die aufgrund der Erfahrung gefällten Urteile den mit Gründen unterstützten in ihrer Verlässlichkeit entsprechen, durchaus behaupten, hier sei ein Wissen über die sprachlichen Sachverhalte, das in die Diskussion eingebracht werden kann.<sup>30</sup> Allerdings ist es erkennbar so, dass diese abduktive Beurteilung eher in den Bereichen zu vernünftigen, verlässlichen Urteilen führt, die der jeweils eigenen Handlungseinbindung entsprechen.

So ist die sprachliche Kenntnis des Laien nützlich; für eine einigermaßen verlässliche Explikation ist jedoch die Professionalität des Sprachwissenschaftlers vonnöten. Der Sprachwissenschaft steht es gut an, etwas für die Verbreitung von guten Gründen zu tun, sie bilden nicht zuletzt auch die Folie, auf deren Hintergrund die Ausführungen der stärker an einzelnen Punkten interes-

<sup>30</sup> Zu dieser Argumentationsfigur siehe Brandom (2001, S. 128), zu ihrem generellen Status (ebd., S. 231).

sierten Sprachkritik in einen systematischeren Zusammenhang gestellt werden können.<sup>31</sup> Diesen Wissensgrund in einer Weise zu vermitteln, dass er auch außerhalb der engeren Profession verstanden werden kann, würde sicher auch so manchem Sprachkritiker helfen.

## 5. Literatur

- Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: *Info DaF* 35, 1, S. 64-84.
- Ammon, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz: Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich et al. (Hg.) (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen: Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York.
- Brandom, Robert B. (2000): *Expressive Vernunft: Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a.M.
- Brandom, Robert B. (2001): *Begründung und Begreifen: Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt a.M.
- Dolar, Mladen (2007): *His master's voice. Eine Geschichte der Stimme*. Frankfurt a.M.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 27, S. 285-308.
- Eichhoff, Jürgen (1977/1978/1993/2000): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. Bd. 1-2: Bern/München. Bd. 3-4: München u.a.
- Eichinger, Ludwig M. (2001): Spricht die Jugend von heute das Deutsch von morgen? Soziolinguistische Überlegungen zum Normenwandel. In: *Text & Kontext* 23.2, S. 332-352.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Deutsch in Österreich. In: *German as a Foreign Language (GFL)* 1/2005, S. 1-23. Internet: [www.gfl-journal.de](http://www.gfl-journal.de) (Stand: 13.08.08).
- Eichinger, Ludwig M. (2006): Maritime Kultur im südlichen Ostseeraum. In: Eichinger, Ludwig M./Debus, Friedhelm u. Mitarb. v. Albrecht Plewnia (Hg.): *Maritime Kultur und regionale Identitäten – Der südliche Ostseeraum*. (= *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Klasse* 2006, 6). Stuttgart, S. 7-30.
- Gauger, Hans Martin (2006): Das Flair der Besserschreiber. In: *FAZ*, 31.10.2006, Nr. 253, S. 14.
- Hammer, Svenja (2007): Rezension zu Sick, Bastian: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3 [...]. In: *Info DaF* 34, 2/3, S. 306-307.

<sup>31</sup> Das IDS versucht dieser Anforderung in dem Modul „Grammatik in Fragen und Antworten“ ([www.ids-mannheim.de/grammatikfragen](http://www.ids-mannheim.de/grammatikfragen), Stand: 13.08.08) nachzukommen.



- Keller, Rudi (2005): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? In: *Aptum* 3, S. 193-205.
- König, Werner (2008): Welche Normen? Wessen Normen? In: *Info DaF* 35, 1, S. 61-63.
- Langer, Nils (2007): Finding standard German – notes on linguistic codification. In: Fandrych, Christian/Salverda, Reinier (Hg.): *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen.* (= *Studien zur Deutschen Sprache* 41). Tübingen, S. 217-240.
- Linke, Angelika (2003): Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Sprachgebrauchsgeschichte. In: Dutt, Carsten (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte.* Heidelberg, S. 39-49.
- Maitz, Péter/Elsaß, Stephan (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Info DaF* 34, 5, S. 515-526.
- Roggasch, Werner (2007): Antwort auf Péter Maitz/Stephan Elsaß und Einladung zur Diskussion. In: *Info DaF* 34, 5, S. 527-530.
- Schmidt, Jürgen Erich (2005): Die deutsche Standardsprache: Eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): *Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York, S. 278-305.
- Searle, John R. (2001): *Geist, Sprache und Gesellschaft.* Frankfurt a.M.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): Das Eigene, das Fremde und das Unbehagen an der Sprachkultur. Überlegungen zur Dynamik sprechideologischer Diskurse. In: *Aptum* 3, S. 248-261.